

Berlineser Elegien

«Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnung?» Den Satz habe ihm der Wind zugerufen, soll Rainer Maria Rilke seiner mütterlichen Freundin, der Gräfin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe berichtet haben, auf einem ausgesetzten Fussweg hoch über dem Adriatischen Meer. Das war der Anfang der Duineser Elegien, an denen Rilke zehn Jahre lang gearbeitet hat, vor mehr als hundert Jahren.

9. Mai 2023. Pfefferbergtheater, Berlin. Die Bühne ist schwarz, der Vorhang offen. Auf zwei Stühlen sitzen ein Mann und eine Frau, beide schwarz gekleidet. Der Mann liest in einem Buch, die Frau scheint in Gedanken versunken und nimmt keine Notiz von den Leuten, die ihre Plätze suchen und sich setzen. Das Schweigen des Schauspielerpaars überträgt sich auf das Publikum. Man will nicht stören. Das Licht geht aus. Die Frau schreitet langsam zum Bühnenrand. Franziska Walschler erzählt, dass sie und ihr Mann, Edgar Selge sich seit Jahren mit den Duineser Elegien von Rainer Maria Rilke beschäftigen. «Machen Sie sich keine Sorgen, wenn Sie nicht alles verstehen. Auch der Dichter betonte, dass man die Klagelieder nicht verstehen müsse. Nicht lesen soll man sie, sondern hören, sich auf den Klang einlassen. Im Gehör soll ein Tempel entstehen».

Sie geht zu ihrem Partner, deutet ein Streicheln über seine Schulter an, nimmt ihm das Buch aus der Hand und setzt sich auf ihren Stuhl auf der linken Bühnenseite. Der Mann tritt vor und beginnt zu rezitieren.

«Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnung?» Er blickt ins Publikum, als würde er eine Antwort erwarten, von uns, vom Sturmwind, von den Engeln im Himmel über Berlin? Wir verfolgen gebannt wie der Schauspieler das Erste der zehn Klagelieder rezitiert, versuchen zu verstehen, scheitern, erinnern uns an den Trost seiner Partnerin, lassen uns von den wogenden Versen wegschütten, tauchen ein in das Klanggebilde, geniessen den rhythmischen Sprachfluss. Einzelne Sätze bleiben hängen, weil sie uns bekannt vorkommen, hallen nach, während der Strom weiterfließt.

«Denn das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang, den wir gerade noch ertragen, und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmäh't uns zu zerstören. Ein jeder Engel ist schrecklich». Der Tempel im Gehör wächst.

«...das, was man war in unendlich ängstlichen Händen, nicht mehr zu sein, und selbst den eigenen Namen wegzulassen wie ein zerbrochenes Spielzeug.... Aber Lebendige machen alle den Fehler, dass sie zu stark unterscheiden. Engel (sagt man) wüssten oft nicht, ob sie unter Lebenden gehen oder Toten».

Der Schauspieler hängt dem letzten Vers nach, während er nach hinten geht. Die Frau übernimmt. «Jeder Engel ist schrecklich».

«...Und jene die schön sind, o wer hält sie zurück?»

Wieder Fragen, die wir nicht beantworten können und auf die nur der Dichter eine Antwort weiss. «...Liebende könnten, verstünden sie's, in der Nachtluft wunderbar reden».

«...Siehe, die Bäume sind. Die Häuser, die wir bewohnen, bestehn noch. Wir nur ziehen an allem vorbei wie ein luftiger Austausch».

Nach der zweiten Elegie nimmt die Frau ihrem Partner, der in die Lektüre vertieft ist, das Buch aus der Hand, streicht ihm zärtlich über die Schulter, als würde sie ihm sagen: «Mach Du weiter, ich bin voll, brauche eine Pause, um dem nachzuspüren, was ich eben gesagt habe», und setzt sich.

Wir lassen uns durch die zehn Strophen treiben, bewundern den wachsenden Tempel in unserem Gehör und gehen mit einem Satz, der in uns nachhallt in die betriebsame Schönhauser Allee hinaus: «So leben wir und nehmen immer Abschied».

Drei Tage später sitzen wir in der Deutschen Oper und werden wieder von einer Sturmflut von Eindrücken überschwemmt, mitgerissen von Verdis «Messa da Requiem» von Christian Spuck choreographiert. Ein getanzt Requiem! Der Rundfunkchor Berlin vermischt sich auf der Bühne mit den Tänzerinnen und Tänzern des Staatsballetts, alle in schwarz und weiss, eine gewaltige Menschenmasse, die sich wogend zu der archaischen Macht der Musik bewegt, singend und tanzend, ein brodelndes, aufgewühltes Meer, das die gleichen mahnenden Worte der Vergänglichkeit des Lebens und der Unausweichlichkeit des Sterbens in eindrückliche Bilder umsetzt. Aufgewühlt und mit unbeschreiblich schönen Tempeln im Gehör treten wir wieder in die Berliner Nacht hinaus, wo der Verkehrsstrom auf der Bismarckstrasse an uns vorbeizieht, wie ein luftiger Austausch. «So leben wir und nehmen immer Abschied».

Und ein paar Tage später setzen die Berliner Philharmoniker, wieder mit dem grossartigen Rundfunkchor, in der Philharmonie mit der «Karawane» von Esa-Pekka Salonen nach dem Dada-Gedicht von Hugo Ball einen verschmitzten Kontrapunkt.

«jolifanta bambla o falli bambla
grossiga mpfa habla horem...»

Nonsense-Verse, die mit dem musikalischen Rhythmus des Orchesters eine Karawane von fantastischen Tieren an uns vorbeiziehen lassen, als wollten sie der Vergänglichkeit des Lebens den tierischen Ernst nehmen.

Draussen erwartet uns die Grosstadt Berlin. Polizeisirenen erinnern uns daran, dass sich Klimaaktivisten der «Letzten Generation» auf den Hauptverkehrsadern der Stadt an den Asphalt kleben, um uns auf die Dringlichkeit der Massnahmen gegen die Klimaveränderung aufmerksam zu machen.

«Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnung?», würde Rilke rufen.
«schampa wulla wussa olobo», höre ich Hugo Ball antworten.

Auf dem Heimweg kleben unsere Schuhsohlen am Honigttau der Blattläuse unter den Lindenbäumen auf den breiten Bürgersteigen. Es ist Frühling in Berlin.